

Mitteilungen

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Heimatschutz = Patrimoine**

Band (Jahr): **24 (1929)**

Heft 4

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Abb. 11. Binzen. - Bildstock am Horgenberg, von J. B. Babel.
Fig. 11. Binzen. Colonne portant une image sainte, sur le
Horgenberg, de J. B. Babel.

und *Jos. Schönbächler* (1851 — 1900). — Mit dem Aufkommen der Fabrikkelche der „Kunstanstalten“ ist die Einsiedler Goldschmiedekunst abgestorben.

(Schluss folgt.)

¹⁾ Auf dem S. 58 abgebildeten Entwurf eines Silberkruges steht eine französische Liebeserklärung; sie gilt wohl Lucile Frederini, die er 1793 in Paris als „braver Sans-culotte“ heiratete, nachdem er sich von seiner ersten Frau hatte scheiden lassen.

Mitteilungen

Heimatschutztagung in Bregenz vom 17. bis 20. Mai 1929. Der Gedanke, die Heimatschutzfreunde verschiedener Länder zu einer gemeinsamen Zusammenkunft einzuladen, mag auf den ersten Blick sonderbar erscheinen, weil der Heimatschutz jedes Landes gerade das Ur-eigenste seiner Heimatbewohner will und sich so in engstem Kreise zu bewegen scheint. Allein eben in diesem Bestreben ist man einig, hat man gemeinsame Nöte zu bestehen und lassen sich die verschiede-

nen Erfahrungen mit Erfolg austauschen. Wir haben daher der Einladung des österreichischen Bundes für Heimatschutz, mit ihm und dem deutschen Bunde eine gemeinsame Tagung zu veranstalten, gerne entsprochen, zumal als Versammlungsort Bregenz am Bodensee vorgeschlagen war, also eine Gegend, die mit unserer Ostschweiz und teilweise mit Graubünden so viel Gemeinsames hat. So mutete uns denn gleich die dortige Mundart recht vertraut an. Die Veranstaltung wurde vom österreichischen Bundespräsidenten und durch den Landeshauptmann von Vorarlberg durch Ansprachen eröffnet, welche die «Heimat» als Eigenschaft des

Vaterlandes, des gemeinsamen Staates behandelten. Das Amtlich-Feierliche hielt nicht lange an und nach einigen anderen Begrüssungen konnten die eigentlichen Verhandlungen beginnen. Es waren vier Vorträge vorgesehen, zwei mehr wissenschaftlicher Art untersuchten, der erstere von Prof. Helbok aus Innsbruck, die Entstehung des deutschen, insbesondere des alemannischen Bauernhauses in sorgfältig abgewogenen Ausführungen und Schlussfolgerungen, der zweite von Prof. Baldauf (Bregenz) die Heimatpflege aus Erkenntnis von Landschaft und Mensch. So wichtig gerade dieses Verhältnis, als Grundlage unserer heimatlichen Beziehungen überhaupt ist, so schwierig ist es hier, bestimmte Formulierungen und den Ausweg aus dem Wirrnis der Rassenuntersuchungen zu finden. Festen Boden hatte man bei der andern Gruppe, die sich mit der neuen Baugesinnung befasste, unter den Füßen. Regierungsrat Esterer aus München sprach in sehr wohldurchdachter Weise über die mit den neuen Baustoffen und neuen Bauaufgaben zusammenhängende neue Bauweise und Baugesinnung, die an sich weder gut noch schlecht ist, sondern diese Eigenschaft erst durch den Baumeister erhält. Es war keine Ablehnung des Neuen, im Gegenteil wurden die eigentümlichen Schönheiten klar gegliederter und konstruierter Betonbauten dargestellt; aber ebenso dass das nicht eine Methode ist, welche von jedem ohne weiteres angewandt werden kann und ein gutes Ergebnis ohne weiteres gewährleistet. Wenn wir etwas an der vorzüglichen Darlegung vermisst haben, so ist es, dass das Bauen unserer Tage nicht ein vereinzelter Ausdruck des Wesens dieser Zeit ist, sondern nur *eine* Ausstrahlung, und mithin der Versuch zu machen ist, es in den ganzen Zusammenhang der geistigen Vorgänge zu stellen. Nicht weil er Landsmann und unser geschätztes Vorstandsmitglied ist, sondern aus Ueberzeugung stellen wir nun das, was Herr Niklaus Hartmann, Architekt aus St. Moritz (Engadin) sagte, an die Spitze der Tagung. Es lag am meisten Gefühl in seinen Darlegungen, bei aller Schlichtheit des Ausdrucks, es sprach eine so edle und ihrer Verantwortung bewusste Gesinnung aus seinem Vortrag, dass alle davon gefesselt waren. Man konnte da den auf den jurisconsultus geprägten Satz auf den Baumeister anwenden und sagen: *pectus facit architectum*. Reifes Können, Beherrschung des Fachlichen ist sicher erforderlich, das ist

selbstverständlich; aber einen solchen Können zu hören, dass es beim Bauen in letzter Linie darauf ankommt, dass der Baumeister das Herz auf dem rechten Fleck hat, das war eine wohltuende und im Innersten erquickende Erklärung. Und mit welcher Bescheidenheit Hartmann sprach: er zeigte viele Bilder, manche seiner Bauten, aber keiner ahnte, dass er nun von seinen Werken sprach. Er sagte etwa: hier hat man versucht, diesen oder jenen Zweck zu erreichen. Nur die Werke anderer nannte er nach ihrem Meister. Wir waren sehr stolz auf unsern Landsmann und dürfen ihm auch an dieser Stelle noch unsern Dank aussprechen.

Daneben war nun die Zeit ausgefüllt im Zusammensein mit trefflichen, freundlichen Menschen, die sich in einfacher Weise gaben und uns den Aufenthalt bei ihnen wirklich liebevoll gestalteten. Man machte eine schöne Fahrt nach Vaduz und Feldkirch, mit einem fröhlichen Volksfeste abends auf der alten Schattensburg; anderntags ging es, leider bei schlechtem Wetter, in den höchst reizvollen Bregenzerwald (ist aber kein Wald mehr, sondern ein Hochtal) mit seiner sehr ursprünglichen, auf viele Jahrhunderte freiheitlicher Verfassung zurückblickenden Bevölkerung. Da wäre nun manches zu schreiben über Trachten, über Bauten, Kirchen und Friedhöfe, über die Beziehung der (kathol.) Geistlichkeit zum Volk, über die Feier des Dichters des Bregenzerwaldes, Franz Michael Felder, über Reden, über ländliches Gasthauswesen, wie es in seiner gediegenen Einfachheit wirklich als ein von Dichtern besungener Beruf erklärlich wird, von schön gestalteten Menschen, und anderem mehr. Allein es fehlt der Platz. Den Beschluss machte eine Bodenseefahrt, etwas vom Schönsten, das unsere Gegend bietet; und ein kurzer Aufenthalt in Lindau, wo uns eine alte zu einem Kriegergedächtnismal eingerichtete Kapelle den allertiefsten Eindruck machte: in dem geräumigen Raum nichts als ein grosser Block, auf welchem die Gestalt eines etwas archaischen Kriegers ruht; Kränze sind an den Sockel gelehnt, Blumen in bescheidenen Gläsern stehen auf der Deckplatte; in der Wand sind in glasierten Tontafeln die Namen der Gefallenen und Vermissten aus der Stadt Lindau eingetragen. Durch die offene Tür fiel ein sanftes Licht auf das Gesicht des Kriegers. Freund Rollier hatte mit Recht diese Kapelle als ein ganz ergreifendes Denkmal geschildert gehabt.

Gd. Bn.

Es geschehen Zeichen. Vor einigen Tagen sprach in Basel *Hannes Meier*, der neue Leiter des Bauhauses Dessau, über die Grundsätze seiner Schule. Nachdem er eingehend über eine dienende Baukunst gesprochen hatte, so dass ihm jedermann beistimmen musste, im Gegensatz wohl zu der herrschsüchtigen der Modernstmodernern, nachdem er sogar zugegeben hatte, dass unter Umständen die Baustoffe aus der Gegend vorteilhafter seien als die weithergeholten und unerhörten, musste er sich rechtfertigen und erklären, er sei zwar kein Heimatschützer. Was liegt am Wort? Dass er innerlich nicht weit davon ist, hat manchen aufrichtig gefreut.

Der Redaktor des *Werk* ist kürzlich in einer Tageszeitung Heimatschützer gescholten worden und verdiente es auch, als solcher gepriesen zu werden für die im Märzheft veröffentlichten Umbauten und eine Reihe neuer Wohnhäuser im Aprilheft, die alle unserer Zeitschrift auch gut angestanden hätten. Auf irgendeine Art musste diese Korrektur sich aufdrängen: nach den letzten Jahrgängen des *Werk* musste man annehmen, fast alle Mitglieder des Bundes schweizerischer Architekten hätten sich dem «Neuen Bauen» verschrieben; nun sieht man, dass dem nicht so ist.

Peter Meyer, der architektonische Mitarbeiter der *Schweizerischen Bauzeitung* hat dort eine Artikelserie unter dem Titel «Krisis der Architektur» veröffentlicht, welche sich über die Nummern vom 16. März bis 2. Juni erstreckt und hoffentlich als Buch herauskommt. Denn so etwas liest man gern nochmals im Zusammenhang. Anlass dazu gab das gleichnamige Buch von *Alexander von Senger*, das kürzlich im Verlag Rascher in Zürich erschienen ist und in dem er die Zusammenhänge Le Corbusiers und seiner Anhänger mit den Sowietleuten und Sowietideen aufdeckt. Das nimmt nun Peter Meyer nicht gerade tragisch; immerhin wäre zu bemerken, dass sich seit her jene Verbindung mit Russland viel deutlicher ausgeprägt hat. Erfreulich ist, dass er sich dagegen erklärt, dass man Le Corbusier überhaupt zum Kirchenvater der modernen Architektur machen will, erfreulicher noch, dass er sich gegen das allesfressende Theoretisieren über das Bauen wendet. Der Tag ist nicht mehr fern, wo man mit Rationalisieren, Typisieren und Normalisieren an einem Punkt angelangt sein wird, wo es nicht mehr weiter geht; dann werden nach den Ex-

zessen des Intellektes Phantasie und Gemüt wieder ihr Recht verlangen.

Peter Meyer war nicht immer ein Freund des Heimatschutzes, namentlich nicht in jener Entwicklungsstufe, wo Motive alter Häuser zusammengewürfelt wurden, um neue daraus zu machen, und man kann es ihm nicht verübeln. Heute kommt es mir aber vor, als ob die Vertreter der Moderne und des Heimatschutzes nur noch zwei Schritte voneinander ständen, und dass die Verhältnisse beide bald dazubringen müssten, je den einen Schritt zu tun, um sich wieder zusammenzufinden. A. B.

*

Neuer Verkehr als Schützer alter Monumente. Es ist nicht wahr, dass der moderne Verkehr der schlimmste Feind alter schöner Städte und Monumente ist. Das war einmal. Wenn vor Jahrzehnten ein Trambahngeleise nicht gut durch ein altes Stadttor zu führen war, riss man ohne viel Bedenken Tor und Turm mit Strassen und Monumenten nieder. «Der Verkehr unserer Stadt verlangt das». So sagte man stolz und selbstgefällig und war doch der Unterlegene. Das haben wir jetzt nicht mehr nötig, und doch hat der Verkehr erst jetzt den unheimlichen Umfang erreicht, der — falsch in den Dienst der Allgemeinheit gestellt — die Niederlegung mehr als einer Strasse und sehr vieler alter und neuerer Monumente fordern würde

Aber das ist nicht nötig, weil der Verkehr gerade die Bahn uns frei gibt. Das wollen freilich Leute aus Utopien noch immer nicht glauben. Sie sagen entweder: «Der ganze moderne Verkehr muss dort unterbunden werden, wo alte, ehrwürdige Bauten oder schöne Baubilder der Vorzeit in Gefahr kommen» — oder sie basteln an alten nicht mehr zweckmässigen Bauten so lange herum, bis ausser der Fassade so gut wie nichts mehr vom Alter übrig bleibt. Und doch bilden sich gerade solche Fanatiker ein, bessere Denkmalschützer zu sein als jene Niederreisser vor einigen Jahrzehnten.

Wir müssen es anders machen; das Stadttinnere wird immer kostbarer. Jahrhundertlang hat sich um Kirche und Dom alles angesiedelt, was wichtig für Verwaltung, Wirtschaft, Kultus: Rathaus, Behörden, Schulen, Spitäler, Tanz- und Konzerthäuser, Museen usw. War ganz recht so. Sparte Wege, Zeit, also Geld. Aber heute ist das nicht mehr nötig. Jetzt wird überflüssiger Verkehr in jedem Stadtzentrum zur Plage. Was nicht dem Han-

del gehört, hat hier nicht Anrecht zu bleiben. Also muss für alles andere Raum gefunden werden und auch ein weiter Weg wird hier nichts schaden, dank neuer Verkehrsmittel, die uns täglich mit immer grössern Siebenmeilenstiefeln des alten Märchens neu beschenken.

Man verlege aus der Altstadt alles, was nicht unbedingt dort sein muss — und das sind sehr wenige Dinge, die nicht Handel und Geschäft angehen — in die Neustädte; man vertue nicht das Geld für Um-, An-, Vor-, Neben- und Ueberbauten alter Baudenkmäler; man mache vielmehr *neue* Monumentalbauten für Behörden, Bibliotheken, Sammlungen, Schulen usw. zum Zentralpunkt neuer Viertel, wie solche Bauten für jede alte Stadt einst Wahrzeichen, Sehenswürdigkeiten, Ruhm waren neuen Lebens und Gestaltens. — Solche Dezentralisierungen waren vor einigen Jahren noch kaum zu fordern; heute sind sie das gegebene Mittel, die einzig richtige Errettung alter Monumente, die nur so erhalten bleiben können, wie sie sind.

Es gibt gar keinen gütigeren Riesen unserer Zeit, der das Alte so sicher vor Zerstörung behüten und dem Neuen so viel Raum geben kann als den Riesen «Verkehr».

Nie haben wir alte verträumte, weltabgeschiedene Städtchen so leicht und frei geniessen können wie heute im Auto. Nie gab uns die alte Welt für vollkommene Gestaltung neuer Aufgaben so viel Raum wie unsere Epoche neuer Verkehrsmittel.

Nur wer sie verflucht, schädigt sich und unsere Zeit, und verwünschen wird die kommende Zeit jene, die sich einer gesunden Stadterweiterung in den Weg gestellt haben, weil sie den segensreichen neuen Verkehr für den schlimmsten Feind der Kultur gehalten haben.

E. W. Brecht.

*

Tessiner Kirchen. Im Maiheft von *Wasmuths Monatsheften für Baukunst* bringt Architekt Heinrich Hartwig 85 Reiseskizzen von Tessiner Landkirchen und ihrer Umgebung, alle mit gutem Verständnis und Geschmack gezeichnet; für seine Situationspläne, die bei ähnlichen Arbeiten in der Regel fehlen, ist man besonders dankbar. Die meisten sind vom Luganersee und aus dem Malcantone; es ist ein stattliches und brauchbares Material, das hier zusammengekommen ist. Ein Sonderabdruck fände bei uns gewiss viele Lieb-

haber; man findet keine schönern Beispiele, wie Landkirchen disponiert wer müssen. Die Zeitschrift verdient wegen ihrer unabhängigen Haltung und ihrer frischen Kampf Stimmung die beste Empfehlung.

Im gleichen Heft ein Urteil des Stuttgarter Architekten Hans Zimmermann über das *Goetheanum* in Dornach: Der Bau erinnert an die Schädelknochen eines Affen oder des Neandertal-Menschen... Willkür... fauler Zauber... Nirgends steht, welche Summen bei dem Einschalen und Bearbeiten der geradezu absurd geschwungenen Flächen und Körper nutzlos vertan wurden.. usw. usw.

*

Woraus ist dies Haus gemacht? Aus Pappdeckel? Aus Gips? Es soll aus Beton sein. Aber warum denn nicht aus Eisenblech, dessen Tragfähigkeit die gleiche Form zulässt? — Diese Fragen stehen unter dem Bild eines Hauses von André Lurçat, einer glatten weissen Kiste, die gerade so gut von Le Corbusier sein könnte. Und das nicht etwa in einem Familienblatt, sondern in der angesehenen und sehr modern gerichteten Kunstzeitschrift *L'Amour de l'Art*. Als Titel darüber «Le Faux Béton», und im Text wird gezeigt, wie im Altertum, im Mittelalter und später die Baukunst immer wahrhaftig war, das heisst, den Baustoff und seine tragenden Kräfte klar erkennen liess. Erst unsere Zeit hat die architektonische Lüge erfunden. Das erste Betonhaus in Paris hat Hennebique im Jahre 1896 gegossen und dabei Steinverbände vorgetäuscht; und das war schlimm. Den geraden Weg hat dann G. Perret gefunden, der ein Fachwerk aus Beton errichtete, die Fache mit Backstein ausmauerte und so einen Bau mit Haut und Skelett schuf. Was dann aber die Nachfolger errieten, jene lackierten Würfel, deren wirkliche Struktur jedem ein Geheimnis bleibt, ist nicht weniger schlimm als die Betonrenaissance von Hennebique. Das die Auffassung, die sich heute in Paris durchzusetzen scheint.

*

Energie-Export und Heimatschutz. Es scheint, dass die Bewegungen weiter Volkskreise, welche gegen die Durchleitung von Exportkraft durch basellandschaftliches Gebiet und die Wirrnis von Trassees zwischen der Tardisbrücke und dem obern Ende des Zürichsees gerichtet waren, erst Anfänge einer immer dringlicheren Abwehr sein werden. Schon an der Schiff-

fahrts-Ausstellung in Basel war eine Karte zu sehen, die mit erschreckender Deutlichkeit dartat, wieviel von der aus der Wasserkraft unseres Landes gewonnenen elektrischen Energie ins Ausland geleitet wird.

Heute steht Klingnau, ein ausgesprochenes Exportwerk in Frage. Wenn von unterrichteter Seite der Depeschagentur mitgeteilt wird, «der Kernpunkt der Frage liege nicht darin, ob Kraft exportiert werden solle oder nicht» und dass die aargauische Initiative, die Wasserkräfte in diesem Sinne auszunutzen, von allen Seiten begrüsst werde, so erlaubt sich hier ein Laie, nur auf Grund allgemeiner nationaler Ueberlegungen seine grundsätzliche Gegnerschaft zu erklären. Vielleicht werden sich auch Techniker und Volkswirtschaftler zum Worte melden.

Zunächst erhebt sich eine Frage des Heimatschutzes im engern Sinne: Soll es so weiter gehen, dass unsere Bergseen und Flussläufe der rücksichtslosen Ausbeutung für das Ausland geopfert, die nach aussen führenden Täler mit immer zahlreicheren Leitungen gesegnet werden, mit denen für die Gesamtheit unseres Volkes kaum stets Vorteile verknüpft sind? Jeder Leser unserer Zeitschrift weiss, wieviele Anstrengungen schon für die Erhaltung des Silsersees und gegen die Exportleitung in Baselland aufgewendet worden sind. Dabei handelte es sich hauptsächlich um ästhetische Gründe, um den Schutz des Landschaftsbildes. Was sich aber mit dem Projekt, dem man im Aargau allgemein zuzustimmen scheint, abzuzeichnen beginnt, ist weit ernsterer Natur und eine Frage des Heimatschutzes im höchsten Sinne des Wortes.

Bisher hat sich einzig die Schweizerische Kraftübertragungs A.-G. gegen das Projekt gemeldet, wie ausdrücklich gesagt wird: «Nicht um der Verwirklichung des Klingnauer Werkes Schwierigkeiten zu bereiten, sondern aus Sorge der *Ueberfremdung* in der Ausnutzung unserer Wasserkräfte». Dass wir selbst unsere Wasserkräfte ausnützen, um dem Ausland Energie abgeben zu können, mag vielen klug und weitsichtig vorkommen; uns erscheint es gegenüber der andern Möglichkeit, dass das ausländische Kapital dies selbst besorge, höchstens als von zwei Uebeln das kleinere. Unsere Wasserkräfte sind mehr und mehr unser Nationalreichtum geworden, neben der unserm Charak-

ter entsprechend gepflegten Qualitätsarbeit das einzige Mittel, um auf dem Weltmarkt mitkonkurrieren zu können. Wenn wir ziel- und planlos bald hier, bald dort, sozusagen paketweise, ein Quantum der aus unsern Wasserkräften gewonnenen Energie dem Ausland abgeben, so verschleudern wir in kurzsichtiger Weise unser bestes Gut und schaden uns selbst. Zunächst wirtschaftlich, indem wir unsern Konkurrenten Mittel in die Hand geben, uns auf dem Weltmarkt zu bekämpfen. Letzten Endes aber kann diese Wasserwirtschaftspolitik zu einer Gefahr für unsere Unabhängigkeit werden, gegen welche andere, denen wir mit grossen Aufwendungen für das Heerwesen zu begegnen trachten, belanglos erscheinen. Wozu ist Transvaal sein Reichtum an Gold und Diamanten geworden? Worauf hinaus laufen die mexikanischen Wirren anders als, wie unwidersprochen behauptet worden ist, auf die Begehrlichkeit des amerikanischen Grosskapitals, die Petroleumquellen Mexikos in die Hand zu bekommen?

Der Kraftexport bringt Geld ins Land. Aber einmal fragt es sich, ob dieses Geld wirklich der Allgemeinheit, aus deren Naturgut das Aequivalent entnommen ist, zugute kommt und nicht vielmehr wenigen Einzelnen. Und weiterhin darf man wohl fragen, ob dieses Geld den Wert besitzt, wie wenn es mit der Hände oder Köpfe Arbeit errungen wäre. Es kommt nicht nur darauf an, dass überhaupt Geld erworben wird, sondern auch wie. Können wir z. B. jedes Frankens, den wir im Fremdenverkehr aus der Schönheit unserer Natur herausklopfen, froh werden?

Die Vertreter der praktischen Volkswirtschaft, welche keine Imponderabilien kennen, werden lächeln über eine solche rückschrittliche und vereinzelt-absonderliche Meinungsäusserung. Wieder einmal wird dem «Idealisten» mitleidig der Satz entgegengehalten, dass man zuerst leben, dann erst Betrachtungen anstellen müsse. Dennoch hofft dieser auf Widerhall, dass nicht nur mit dem Grundsatz ernst gemacht werde, bloss überschüssige Kraft auszuführen und für mehrheitlich schweizerische Leitung der Werke zu sorgen, sondern dass ein mutiger Gutgesinnter von Einfluss sich den katonischen Lapidarsatz zu eigen mache: Uebrigens halte ich dafür, dass überhaupt keine Kraft ausgeführt werden sollte.

Heinrich Edelmann.